

Gedenkblätter.

Aus einem der Musik geweihten Leben.

Zum 75. Geburtstag des österreichischen Dondichters

Prof. Dr. Wilhelm Kienzl.

(Selbstbiographie des Komponisten.)

Nicht ohne Widerstreben entspreche ich der Aufforderung der verehrlichen Redaktion des weitverbreiteten, in seiner Anlage geradezu muster-gültigen „Krakauer Schreib-Kalenders“, meinen Lebenslauf zu schildern; denn es ist im Grunde kein Verdienst, 75 Jahre alt zu werden, verdanke ich das doch in erster Linie dem Segen einer guten Konstitution meiner teuren Eltern.

Ich will mich hierbei nur auf das Nötigste beschränken, wie es auch der hochverehrte Präsident Dr. Wilhelm Erner im 176. Jahrgang des „Krakauer“ getan hat, zumal ich mein Leben bereits in ausführlicher Weise für alle Jene, die mir und meiner Kunst ein kieferes Interesse



Reproduktion „Photo Sayer Wien“.

Wilhelm Kienzl im Alter von siebenzig Jahren.

entgegenbringen, in meinem Buche „Meine Lebenswanderung“ geschildert habe.*)

Geboren bin ich am 17. Jänner 1857 zu Waizenkirchen, einem lalllichen Marktflecken Oberösterreichs, wo mein Vater als junger Ehemann zum erstenmal seine Praxis als Rechtsanwält ausübte. 1860 übersiedelten meine Eltern mit mir nach Gmunden, jedoch nur auf ein Jahr, um sich dann dauernd in Graz niederzulassen, allwo mein Vater 1873 — 1885 das

Ehrenamt des Bürgermeisters bekleidete. Das Haus meiner Eltern (meine Mutter war Wienerin) bildete den Mittelpunkt des geistigen Lebens der steirischen Haupt-

*) Stuttgart, Engelhorns Nachf., 1926.

stadt. Dasselbst besuchte ich das Gymnasium und genoß den ersten Musikunterricht, und zwar im Klavierspiel als Knabe bei Johann Buma und Ignaz Uhl, als Jüngling bei Mortier de

Fontaine (Schüler Chopins und der Erste, der Beethovens bis dahin für unüberwindlich gehaltene „Hammerklavier-Sonate“ Op. 106 öffentlich vorgefragt hat). 1874 legte ich die Maturitätsprüfung ab. Die ersten zwei Semester Philosophie hörte ich an der Grazer Universität.

Gleichzeitig unterwies mich Dr. Wilhelm Mayer (W. A. Rémy) in Harmonielehre und Kontrapunkt, welche Studien ich im folgenden Jahre (1875—1876) in Prag beim Direktor des dortigen Konservatoriums, Josef Krejčí, fortsetzte, ohne meine wissenschaftlichen Studien an der Universität zu vernachlässigen,

die ich in Kunstgeschichte bei Vollmann und Benndorf und in Physik bei Ernst Mach absolvierte. Das folgende Jahr ver-

brachte ich in Leipzig; dorthin hatte mich der berühmte Liederkomponist Adolf Jensen,

der einige Jahre in Graz lebte, nach Durchsicht meiner jugendlichen

Kompositionsversuche empfohlen, und zwar an Karl Reinecke. Ich studierte daselbst an der Universität bei Oskar Paul und J. K. Friedr. Böllner, gleichzeitig mich als Mitarbeiter an der von Rob. Schumann begründeten „Neuen Zeitschrift für Musik“ betätigend. Daß ich sowohl in Prag wie in Leipzig eifrig Konzerte und Theater besuchte und die Bekanntschaft aller bedeutenden Musiker

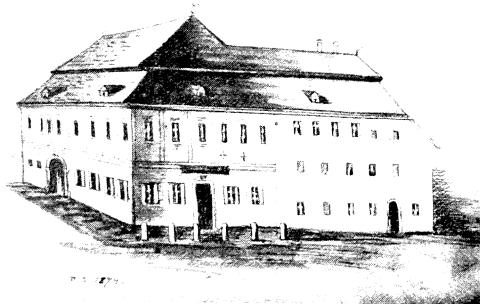
machte, versteht sich. So verkehrte ich mit Dvořák, Smetana, Theodor Kirchner, Nikisch und besuchte den greisen Franz Liszt in Weimar, der mich in liebevollster Weise zu weiterem

Schaffen ermunterte. 1876 war es mir vergönnt, die ersten

Bühnenfestspiele in Bay-



Dr. Wilhelm Kienzl, Bürgermeister von Graz, der Vater des Komponisten.



Das Geburtshaus des Künstlers in Waisenkirchen (Oberösterreich) in seiner damaligen Gestalt (1857).
++ Das Geburtszimmer

reuth (Aufführung des „Ringes des Nibelungen“) mitzuerleben, was für mein ganzes fürderes Künstlerleben

und für meine Entwicklung als dramatischer Komponist von größter Bedeutung geblieben ist. — Ich schrieb 1878 in Graz meine Doktor-dissertation „Die musikalische Deklamation“, die als Grundlage zu meinen philosophischen Rigorosen diente, die ich in Wien 1879 ablegte.

Einer der Prüfenden war der als Gegner der Kunst Richard Wagners bekannte Eduard Hanslick. Beiläufig sei bemerkt, daß 50 Jahre später (1929) die Wiener Universität in feierlicher Weise



Frau Lili Kienzl, geb. Hohe, die erste Frau des Komponisten.
Fasellbildnis von Hans Wolf.

mein philosophisches Doktordiplom erneuerte, nachdem mich schon 1917 die juridische Fakultät der Grazer alma mater anlässlich meines 60. Geburtstages zum Ehrendoktor der Rechte promoviert hatte.

Nach Beendigung meiner akademischen Studien begann mein Wanderleben. Ich hielt mich, immerzu komponierend, schriftstellernd, klavierspielend und dirigierend, in verschiedenen Städten auf, so in München, wo ich bei Josef Rheinberger kontrapunktischen



Die „Waserin“ bei Aufsee.

Der „Evangelimann“-Dain mit dem Dachsteinblick.

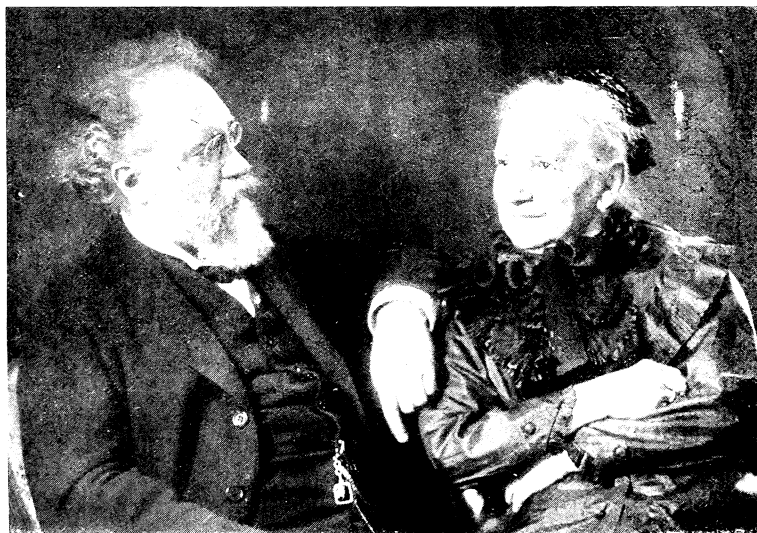
Dorf entstand im Sommer 1894 die Partitur des „Evangelimann“.

Handzeichnungen nach der Natur von Frau Lili Kienzl.



Studien oblag, in Hamburg, Graz, Bayreuth, wo ich im Hause Richard Wagners verkehrte, dessen Gunst ich mir leider durch meine offen bekannte Liebe zur Kunst Schumanns verschmerzte, ferner in Amsterdam und Krefeld. In den beiden letzten Städten wirkte ich 1883—1884 als Opernkapell-

liche Vorträge über Musikgeschichte. 1891 folgte ich einem Rufe als Erster Opernkapellmeister ans Stadttheater in Hamburg, in welcher Stellung ich jedoch nur kurze Zeit verblieb, um sie mit der eines Kapellmeisters am königl. Nationaltheater in München zu vertauschen. Mein



Der Gondichter und seine Mutter Frau Anna Kienzl anlässlich der Gestaufführung des „Kuhreigen“ in Hamburg im Jahre 1913.

meister; 1886 heiratete ich meine erste Frau, und von 1886—1890 bekleidete ich die Stellung eines artistischen Direktors des Steiermärkischen Musikvereines in Graz, in welcher Eigenschaft ich der Landes-Musikschule (dem heutigen Konservatorium) vorstand, deren moderne Organisation ich gemeinsam mit dem bedeutenden Musikschriftsteller Dr. Friedrich von Hausegger in die Wege leitete. Daneben dirigierte ich die Symphoniekonzerte des Vereines und hielt öffent-

Schaffenstrieb duldete mich nicht länger in den abhängigen Stellungen eines reproduzierenden Musikers, und ich machte mich mit dem Aufgebot meines ganzen Selbstvertrauens frei, um von nun an nur meinem Schaffen zu leben. Ich begab mich nach Isfer im Salzburgischen, wo mich die, mir von meiner Frau Lili empfohlene Sektüre der Erzählung Leopold Florian Weißners „Der Evangelimann“ mit so unwiderstehlicher Macht ergriff, daß ich mich

Handwritten musical score for measures 68-70. The score includes staves for Soprano, Alto, Tenor, Bass, and various instruments. The lyrics are in German, with "Lieder" and "Hör" visible. The notation is dense with many accidentals and dynamic markings.

Handwritten musical score for measures 70-72. The score includes staves for Soprano, Alto, Tenor, Bass, and various instruments. The lyrics are in German, with "Hör" and "Hör" visible. The notation is dense with many accidentals and dynamic markings.

unverweilt an den Entwurf eines Vertbuches nach diesem Stoffe machte, dem sogleich die Komposition folgte, die ich in Graz ausführte und im darauffolgenden Sommer (1894) in Ruffsee vollendete. War ich schon durch den Erfolg meiner Erstlingsoper „Arvasi“ (nach Kalidasa),

auf alle Bühnen Deutschlands und Österreichs erstreckte, um in der Folge sich international auszuwirken, indem das Werk — in zwölf Sprachen übersetzt — allüberall zur Repertoire-Oper wurde, in welcher Eigenschaft es sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Ich



Reproduktion „Photo Vanda“ Wien.
Das Arbeitszimmer des Künstlers in Wien.

die im Dresdener Hoftheater, und mit dem meiner Oper „Heilmars der Varr“, die im Münchener Hof- und Nationaltheater ihre Uraufführung erlebte, stark zu weiterer dramatischer Komposition angeregt worden, so erhielt mein Schaffensdrang erhöhten Ansporn durch den ungewöhnlichen Erfolg, den mein „Evangelimann“ bei seiner am 4. Mai 1895 an der Berliner Königl. Oper erfolgten Uraufführung errang und der sich dann

lebte einige Zeit in Berlin und Linz und ließ mich endlich 1897 in Graz dauernd nieder, um, nur durch Berufsreisen nach Deutschland, London, Paris und Rom unterbrochen, mich dem eifrigen Schaffen und durch mehrere Jahre auch der Musikkritik am „Grazzer Tagblatt“ zu widmen.

Im Laufe der Jahre komponierte und veröffentlichte ich über 200 Lieder und Duette, 100 Chöre, 10 Chorwerke mit

Orchester, 7 Melodramen, 8 Kammermusikwerke, gegen 200 zwei- und vierhändige Klavierstücke, 15 Orchesterwerke, einige Stücke für Harmonium und für Orgel und 10 musikdramatische Werke, und zwar außer den bereits genannten Opern „Arvafi“, „Heilmar“, „Evangelimann“ die musikalische Tragikomödie „Don Quirote“ (Berlin 1898), das Weihnachtsmärchenspiel „In Knecht Ruprechts Werkstatt“ (Graz 1907), die über 150 Bühnen des In- und Auslandes gegangene Oper „Der Kuhreigen“ (Wien 1911), die musikalische Komödie „Das Testament“ (Wien 1916), die Oper „Hassan der Schwärmer“ (Chemnitz 1925), die melodramatische Allegorie „Sanctissimum“ (Wien 1925) und das Singspiel „Hans Kipsel“. Daneben bearbeitete und veröffentlichte ich Musikwerke älterer Meister, revidierte viele Klavierauszüge berühmter Opern und sämtliche Gesang- und Klavierwerke Adolf Jensefs für die Wiener Universal-Edition und schrieb sieben musikwissenschaftliche Bücher, unter denen ich auf das Werk „Richard Wagner – die Gesamtkunst des 19. Jahrhunderts“*) besonders hinweisen möchte.

*) München, Kitzschheim, 1904 und 1908.

Für Ergänzung dieses flüchtig entworfenen Lebenslaufes diene, daß ich nach zwanzigjährigem (regelmäßig durch den dreimonatigen Sommeraufenthalt in Aufsee unterbrochenen) Aufenthalt in Graz im Jahre 1927 für den Rest meines Lebens nach Wien übersiedelte, wo ich

in glücklicher Ehe mit meiner 1921 geheirateten zweiten Frau lebe und mich nach Maßgabe meiner Kräfte im Interesse der Allgemeinheit zu betätigen suche, unter anderem in meiner Eigenschaft als Präsident der „Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Musikverleger“ wie auch im Vorstand des „Eckart-Bundes“ (Förderung der schönen Künste) und durch Pflege der „Wiener Hausmusik“.

Daß mich die unvergeßliche Feier, die man mir anlächlich meines siebzigsten Geburtstages allüberall, besonders aber im geliebten Wien, bereite, tief beglückt hat, bedarf wohl keiner Verifizierung. Das Wertvollste daran waren mir die zahlreichen Feltaufführungen meiner Opern, die Ernennung zum Ehrenbürger von Graz und Waizenkirchen und die Verleihung des Bürgerrechtes der Stadt Wien.



Beproduktion „Pholo Vendo“ Wien.

Wilhelm Kienzl und seine Frau Jenny Kienzl-Bauer geb. Lehner, Verfasserin der Opernbücher zu „Hassan der Schwärmer“, „Sanctissimum“ und „Hans Kipsel“.

Ad. W. Kienzl

Auf Spuren Haydns in Wien.

Von Dr. Karl Wagner.

Zwei Feste fallen in das Jahr 1932, die gewiß auch Wien feiern wird: der 200. Geburtstag Joseph Haydns und der 100. Todestag Johann Wolfgang Goethes. Beide Großen standen in Beziehungen zu Wien, und zwar sowohl als Künstler als auch als Menschen.

Als Heimatgenosse, Blut von gleichem Blute, sieht Haydn uns Österreichern näher und er ist auch mit Wien so innig verwachsen, daß wir ihn aus unserem Stadtbild gar nicht mehr wegdenken können. Die Provinz bringt das Genie hervor, die Großstadt erzieht es. Das gilt zunächst auch von Haydn und Wien. Hier verbringt er die Lehrzeit, hier wird er zum Meister mit Werken, die ihn erst recht populär machen und seinen Ruhm für immerwährende Zeiten begründen. Wiener Lust und Fröhlichkeit ertönt in seiner Musik und selbst mit Gott redet er in unverfälschter Wiener Art. Seine gesunde Lebensfreude spiegelt sich auch in des Künstlers Erdenwallen wider, ruhig und gelassen fließt sein Leben dahin, fest im Wiener Boden verankert, auf dem er — im vollen Sinne des Wortes — sein Haus errichtet. Kein Himmelsstürmer ist er, kein Fürstendiener will er sein, sondern der „rechtschaffene“ Mann.

Joseph Haydn, am 31. März 1732 in Rohrau (Niederösterreich: Burgenland) geboren, kam als fünfjähriger Knabe zu seinem Vetter Matthias Frankl nach Hainburg in die Schule. Dort entdeckte der Kapellmeister von St. Stephan und spätere Hofkompositör und Hofkapellmeister Georg Reutter

(1708—1772) die schöne Stimme des Knaben und nahm ihn anno 1740 nach Wien mit, um ihn in der Kantorei zu St. Stephan auf Stadtkosten ausbilden zu lassen. Damit beginnt nun der erste Abschnitt in Haydns Beziehungen zu Wien.



Joseph Haydn.

Stich von J. C. Mannsfeld, Wien, Aetaria.

Mitten in das Stadtzentrum führte das Geschick den achtfährigen Buben, auf die denkwürdigste Stätte unseres Wien, den Stephansplatz. Der hatte damals freilich ein ganz anderes Aussehen als heute. Seinen größten Teil, an den Dom angrenzend, bedeckte noch ein Friedhof (erst 1783 auf Befehl Kaiser Josefs abgeräumt), an seiner Südwestecke stand die alte Magdalenenkapelle und an der Westfassade des Domes flebte eine Reihe alter Häuser, die bis in die Mitte der heutigen Bahnbahn reichte und erst in den Jahren 1792 bis 1803 abgetragen wurde. Davon standen nur das in der Front des Riesentores gegen das erzbischöfliche Palais zu angebaute, niedere Mesnerhaus und das nach Süden anschließende zweistöckige Bahrausleihhaus ihrer Verwendung nach mit der Kirche in Verbindung, die folgenden Gebäude waren Zinshäuser mit allerlei Verkaufsläden und Magazinen. An der Rückseite des letzten war ihrer ganzen Breite nach die Kantorei angebaut, die also ihre Hauptfront gegen den Friedhof und den Südturm des Domes richtete. Sie besaß drei Stockwerke mit je sechs Fenstern und überdies einige Dachkammern. Diese dienten Haydn und fünf anderen Kameraden zur Wohn- und Schlafstätte.

Im damals noch allgemein üblicher Weise begann also auch Haydn seine musikalische Laufbahn in einer Sängerschule, wie sie an allen größeren Kirchen entstanden waren, als Kapellknabe, erhielt hier, wie es bei den Lehrlingen im Gewerbe herkömmlich war, Ausbildung sowie freie Station und mußte im Chor in der Kirche sowohl als auch bei Hoffestlichkeiten zur Verstärkung der Hofkapelle mitwirken. Dies belegte uns Haydn selbst in späteren Jahren, er betonte, daß er sowohl „bei St. Stephan als bei Hofe mit großem Beifall“ gesungen habe, wies aber auch darauf hin, daß der Unterricht durchaus kein systematischer war und er überall, im „Singen, Instrumentalspiel und Komposition gleich mit dem Praktischen begonnen und mehr gehört als studiert“ habe. An eine dieser Mitwirkungen bei Hofe knüpft sich die Anekdote, daß der Knabe im Jahre 1745 in Schönbrunn wegen allzu tollen Herumkletterns auf Gerüsten über Auftrag der Kaiserin Maria Theresia einen „regenten Schilling“ erhalten habe. Damals kam auch sein Bruder Michael in die Kantorei, den Joseph unterrichten mußte. Vier Jahre später, da seine Stimme zu brechen anfang und ihn der Bruder als Sopranist vollständig ersetzte, wurde Joseph einfach aus der Schule entlassen, angeblich als Strafe für seinen Bubenstreich, einem Kameraden den Zopf abgeschnitten zu haben (1749).

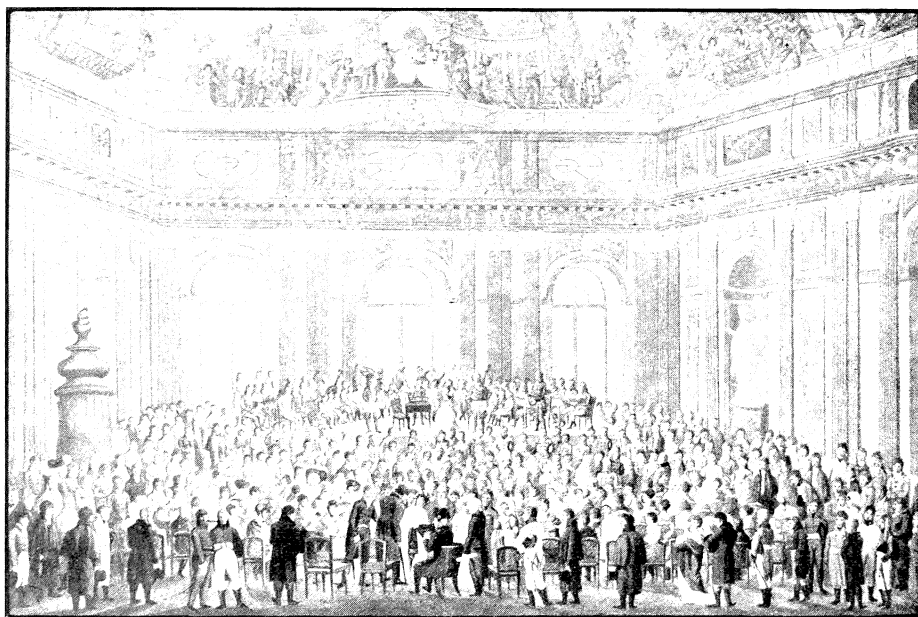
Für den siebzehnjährigen Jüngling begann nun die bitterste Zeit seines Lebens: obdachlos und ohne Mittel in der noch fremden Stadt war er genötigt, zunächst in dem ihm nahestehenden Kreise der Kirchenfänger Hilfe zu suchen und fand Aufnahme bei dem Privatlehrer und Choristen an der Michaelerkirche, Johann Michael Spangler, der, selbst ein armer Teufel, mit Weib und Kind nur eine Kammer bewohnte. In der Nähe der Stätte seines ersten Wirkens finden wir nun Haydn, im alten Michaelerhaus (Ecke Michaelerplatz und Rohlmärkt), wieder in einem Dachzimmer das ihn allen Unbilden des Wetters aussetzte. Mühselig mußte er sich nun „mit Unterrichtung der Jugend ganzer acht Jahre kummerhaft herumschleppen“, um den nötigsten Lebensunterhalt zu verdienen, und wirkte selbst bei Nachtmusiken auf der Gasse, wie sie damals im Schwange waren, als Geiger und Komponist mit. Zu eigenem Fortschritte betrieb er Klavier, Violine und Theoriestudien und komponierte auch schon seine erste Messe sowie — als sein erstes dramatisches Werk — die Musik zur Operette „Der neue trumme Teufel“ für den beliebten Komiker Josef von Kurz, genannt Bernardino (1715—1784). Sie wurde Ende 1751 oder anfangs 1752 im alten Kärrntnertheater

aufgeführt, aber schon nach der dritten Aufführung verboten. Bedeutender war, daß es Haydn auch gelang, seine Beziehungen zur Kirchenmusik wieder aufzunehmen und zu erweitern: er wurde Orgelspieler bei den Barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt und an der Kapelle im gräflich Haugwitzschen Sommerpalast, sang auch wieder im Stephansdom und wird uns auch — ohne daß es allerdings authentisch nachgewiesen ist — als Chorregent bei den Karmelitern in der Leopoldstadt genannt. Dadurch wurde er mit der kirchenmusikalischen Praxis aufs innigste vertraut, die ihm später auf dem Hauptgebiete seiner musikalischen Schöpfungen sehr zu statten kam.

Mit der Übersiedlung ins Michaelerhaus begann sich auch der Bekanntenkreis Haydns zu erweitern. Das Gebäude, ein typisches Alt-Wiener Zinshaus, barg als Inassen Angehörige der verschiedensten Stände; in den Dachwohnungen als unmittelbare Nachbarn Haydns verschiedenes Dienerepersonal; im I. Stock wohnte seit dem Jahre 1745 die Fürstin Maria Octavia Esterházy, Mutter des Fürsten Paul Anton, der später Haydn als Kapellmeister anstellte, und im III. Stockwerke der gefeierte Hofdichter Pietro Metastasio (1698—1782), der einen Teil seiner aus sechs Zimmern bestehenden Wohnung an seinen Freund Nicolo de Martinis, Zeremonienmeister der apostolischen Nuntiatur, abgetreten hatte. Metastasio, der 50 Jahre alt, sehr zurückgezogen lebte, verschaffte unserem jungen Musiker bei Martinis' damals zehnjähriger Tochter Marianne die Klavierlehrerstelle. Haydn übte sie drei Jahre aus, genoß freie Kost, begleitete den Gesanglehrer Nicolo Propora (1685 bis 1766), der Marianne im Gesang unterrichtete, am Klavier und erhielt hiefür Unterricht im Italienischen und in Musik. Durch mehrere Monate mußte er Propora auch Dienst als Kammerdiener leisten. Die genannten Kirchen, in denen einst das Orgelspiel des jungen Haydn ertönte, sind, mit Ausnahme der Kapelle im Haugwitzschen Sommerpalast, der sich in der Josefstadt in der Gegend des heutigen Hammerlingplatzes erhob, noch erhalten, auch das alte Michaelerhaus steht noch, uns doppelt ehrwürdig, weil unter seinem Dache die beiden Männer lebten, an Glücksgütern wie an Jahren ungleich und doch so ähnlich in der Ergebenheit in ihre Kunst und in ihrem Nachruhm, für den die Grenzen Europas zu eng wurden. Auch die Umgebung des Hauses hält uns die Erinnerung an Haydns Hausgenossen wach: Metastasios Leichnam ruht in der Michaelerkirche und in der nahegelegenen Minoritenkirche wurde ihm ein Denkmal gesetzt.

Wann Haydn das Michaelerhaus verließ, wissen wir nicht. Es wird uns nur berichtet, daß sich seine Einnahmen durch Klavierunterricht von monatlich 2 auf 5 Gulden erhöhten und daß er nun ein bequemes Heim in einem Hause auf der Seilerstätte, am ehemaligen Karolinentore, mietete, wo ihn das Mißgeschick traf, ausgeraubt zu werden. Die neue Wohnstätte ist uns unbekannt, aber jedenfalls hängt

Talente sich ein unvergängliches Verdienst erworben und Mozart und später auch Beethoven in Wien eingeführt. Haydn hatte diese Bekanntschaft nicht Empfehlungen, sondern in erster Linie wohl seinem Talente zu verdanken, denn es wird uns berichtet, daß die Gräfin eine seiner Conaten, die in Abschrift kufierten, zu Gesicht bekam, den jungen Musiker zu sich bescheiden ließ und ihn dann zum Lehrer in Klavier



Aufführung der „Schöpfung“ im Festsaal der Wiener Universität am 27. März 1808 zu Ehren und in Gegenwart Joseph Haydns (im Vordergrund, in Mitte).

Nach dem Aquarell von Wigand auf einer Joseph Haydn gewidmeten Kassette. Original im Besitze des Historischen Museums der Stadt Wien.

Haydns Übersiedlung mit einem entscheidenden Aufstieg in seinem Leben zusammen, indem sich damals sein Übertritt aus dem Kirchendienst in die Dienste des die Musik liebenden und mächtig fördernden österreichischen Adels anbahnte. Es ist ganz charakteristisch, daß die erste Persönlichkeit aus diesen Kreisen, welche nun als Förderin Haydns genannt wird, dieselbe Gräfin Wilhelmine Thun (geb. Ulfeld) ist, welche in der Musikgeschichte Wiens durch Unterstützung junger

und Gesang nahm. Am meisten aber wurde damals Haydn — nach eigener Angabe in seiner autobiographischen Skizze — durch den k. k. Truchseß und n.ö. Regierungsrat Karl Josef Eden von Fürnberg (gest. im Alter von 48 Jahren am 21. März 1767) gefördert, der ihn häufig auf seine schöne Besitzung Weinzierl bei Wieselburg in Niederösterreich (nördlich von Scheibbs) einlud. Hier wurde eifrig Kammermusik getrieben und für diesen Musikerkreis waren

auch die ersten Quartette des jungen Meisters bestimmt, die seinen Frohsinn in diesen Tagen lebhaft widerpiegeln.

Die autobiographische Skizze erzählt uns weiter, daß er durch Fürsprache Fürnbergs um 1759 die Leiterstelle bei der Privatkapelle des Grafen Karl Josef Franz Morzin (1717—1783) erhielt, die ihn aus Wien zeitweilig entfernte und über die Sommermonate nach Schloß Lufabar bei Pilsen entführte. Als Entlohnung erhielt Haydn jährlich 200 Gulden sowie freie Wohnung und Kost. In daselbe Jahr (1759) fällt seine erste Symphonie (erschienen 1766).

Im Herbst 1760 treffen wir Haydn wieder in Wien, und zwar in der Vorstadt Landstraße, wo er im Hause des hofbefreiten Perückenmachers Keller in der Ungargasse dessen beiden Töchtern Unterricht gab. Der 29jährige Musiker verliebte sich in die jüngere, aber es erging ihm wie Mozart bei dem Schwesterpaar Weber, er erhielt nicht die geliebte, sondern deren Schwester, die 32jährige Marie Anna Mlossia Appolonia und bekam an ihr jedenfalls keine verständnisvolle Gattin. Die Trauung fand am 26. November 1760 in der Stephanskirche statt und wurde, da die Musiker in der gräflich Morzinschen Kapelle ledig sein mußten, anfangs geheim gehalten. Der neue Hausstand schien vom Glück nicht begünstigt: zerrüttete Vermögensverhältnisse zwangen Graf Morzin, seine Musikkapelle aufzulösen und Haydn wurde brotlos.

Das Jahr 1761 bildet nun den zweiten Einschnitt im Verhältnis Haydns zu Wien: Fürst Paul Anton Esterházy, der gelegentlich eines Besuches bei Morzin Gefallen an Haydns Musik gefunden hatte, berief ihn als zweiten Kapellmeister an seine Musikkapelle in Eisenstadt in Ungarn (heute Burgenland) und schuf damit die Verbindung Haydns mit dem Fürstenhause, die bis zu dessen Tode währte.

Wie später Beethoven hatte also auch Haydn in dem Kunst- und musikliebenden Adel seinen Mäzen gefunden, der ihn von der drückenden Sorge um den Lebensunterhalt befreite. Schon im nächsten Jahre folgte auf Fürst Paul Anton (gest. 28. März 1762) sein Bruder Nikolaus Esterházy mit dem Beinamen „der Prachtige“ (gest. 28. September 1790), der sich außerordentlich für Musik interessierte und den Haydn überaus verehrte. Sein Sohn und Nachfolger Paul Anton (gest. 22. Jänner 1794) löste zwar die fürstliche Musikkapelle auf, ließ aber Haydn den Kapellmeisterstitel und fügte der von seinem Vorgänger für jenen ausgesetzten Pension von 1000 Gulden noch weitere 400 Gulden jährlich hinzu. Sein Nachfolger

Fürst Nikolaus richtete schließlich die Musikkapelle unter Haydns Leitung im Jahre 1795 wieder ein.

Zunächst wurde also Eisenstadt in Westungarn der Aufenthaltsort Haydns und er lebte dort ausschließlich durch einen Zeitraum von fünf Jahren (bis 1766). Dann bezog die fürstliche Hofhaltung das neuerbaute prächtige Lustschloß Esterházy am Südeinde des Neusiedler Sees. Die Anstellung entzog also Haydn zunächst völlig unserer Stadt und sie nahm ihn, da er nach dem Tode seines Amtskollegen G. J. Werner im Jahre 1766 die Musikkapelle allein leitete, ganz in Anspruch. Auch die Kompositionen, die er schuf, waren für die Kirche und das Theater des Fürsten bestimmt, es galt vor allem damit bei hohen Besuchern seinen fürstlichen Herren Ehre damit einzulegen, aber doch „bereicherte und beglückte“ der Musiker nach dem Urteile eines Zeitgenossen „mit diesen Werken zugleich ganz Europa, ja die ganze musikalische Welt“. Tatsächlich drang der Ruf Haydns als Komponist und Kapellmeister bald bis an den Hof und Kaiserin Maria Theresia stellte bei ihrem Besuche im September 1773 nach Aufführung der Oper „L'infedeltà delusa“ („Die getäufchte Unschuld“) dem Fürsten das schmeichelnde Zeugnis aus, „wenn ich eine gute Oper hören will, gehe ich nach Esterházy“.

Neben hohen Besuchen aus Wien hielten auch die Reisen des Fürsten nach der Residenz die Verbindung seines Kapellmeisters mit unserer Stadt aufrecht und in den Jahren 1767 bis 1790 verbrachte die fürstliche Hofhaltung die Wintermonate überhaupt im Palais in der Wallnerstraße (heute Nr. 4). Hier starb auch Fürst Nikolaus im Alter von 77 Jahren.

Spuren Haydns in Wien finden wir also auch in dieser Periode. Im März 1770 wurde in der Vorstadt Mariabühl, in dem Hause des Gottfried von Sommerau (Mariabühl, Hauptstraße 12, „Zum weisen Stiern“), Haydns einaktige komische Oper „Lo speciale“ („Der Apotheker“), Text von Goldoni, aufgeführt. Es war das erstemal, daß sich die fürstliche Kapelle in Wien vollständig produzierte und der Erfolg war ein äußerst ehrenvoller. „Als eine besonders angenehme Nachricht hat man“, meldet das „Wiener Diarium“ 1770, Nr. 24, „hier nicht unangemerkt lassen wollen, daß jüngst abgewichenen Mittwochs, den 22. dieses (März) in der Hölz ein von dem fürstlichen Esterházyischen Kapellmeister Herrn Joseph Haydn in die Musik gesetztes Singpiel, der Apotheker genannt, von den sämtlichen Fürst Esterházyischen Kammermusikanten diesen Tag aufgeführt und den darauf folgenden Donnerstag auf hohes Begehren in

Gestalt einer musikalischen Akademie und im Beisein vieler hohen Herrschaften, mit ganz besonderem Beifall wiederholt worden, eine Sache, die gedachten Herrn Kapellmeister Haydn (!), dessen große Talente allen Musikliebhabern zu Genüge bekannt sind, wie nicht minder den obgedachten sämtlichen Virtuosen zur vorzüglichen Ehre gereicht.“ Das Haus ist heute noch erhalten (Windmühlgasse Nr. 28) und wohl eines der ältesten und interessantesten Häuser Mariahilfs, nach den vormaligen Besitzern, den Malern Geyling, im Volksmund das „Geylinghaus“, genannt. Auch das Wappen derer von Sommerau, der steigende heffische Löwe mit schiefem Querbalken ist noch zu sehen.

Sieben Jahre später, im Sommer 1777, gastierte Haydn in Schönbrunn: Wie das „Wiener Diarium“ im Jahre 1777 (Nr. 55 bis 57) meldet, hatte sich Kaiserin Maria Theresia vom Fürsten Esterházy Kapelle, Oper, sowie das Marionettentheater erbeten, um ihren Gästen, dem Kurfürsten von Trier und seiner Schwester, ferner Herzog Albert zu Sachsen-Teichen und seiner Gemahlin Marie Christine ein besonderes Vergnügen zu bereiten. Die Aufführungen fanden auf dem Schloß-

theater statt und die Kapelle konzertierte während der kaiserlichen Tafel. Auch im Herbst des Jahres 1781 wurde Haydn zu Hoffestlichkeiten, und zwar für den Großfürsten Paul (den späteren Kaiser Paul II. von Rußland) und seine Gattin Maria Fedorowna sowie für den Herzog Eugen von Württemberg neben Mozart herangezogen; die Großfürstin Maria Fedorowna wurde Haydns begeisterte Verehrerin und nahm bei ihrem zweiten Besuche in Wien im folgenden Jahre Unterricht bei ihm.

Nur bei Kaiser Josef selbst wurden Haydns Kompositionen beifällig von der kaiserlichen Kammermusik ferngehalten. Auch die Aufführung seiner Oper („La vera costanza“, „Die wahre Standhaftigkeit“), die er im Auftrage des Hofes für die

italienische Oper 1777 geschrieben hatte, war durch Kabbalen der Italiener vereitelt worden. Im übrigen sind seine Opern fast ausnahmslos für das Schloßtheater in Esterházy geschrieben und dort zuerst aufgeführt worden.

Dagegen kamen andere Kompositionen Haydns auf den beiden bedeutendsten damaligen Bühnen Wiens, dem Kärntnertheater, dem Vorläufer unserer Oper, das sich nahe der Stadtmauer am Plage des heutigen Hotel Sacher befand, und dem Nationaltheater (altes Burgtheater auf dem Michaelerplatz) zur Aufführung: so im ersteren am 2. und 4. April 1775 anlässlich einer musikalischen Akademie Haydns erstes Dratorium „Il Ritorno di Tobia“ in italienischer Sprache, wobei der Komponist selbst dirigierte. Am 6. Jänner des folgenden Jahres gab man ebenda das Lustspiel „Der Zerstreute“ nach dem französischen des Regnard, wobei vor dem Lustspiel und in den Zwischenakten eine Symphonie von Haydn gespielt wurde. Am 18. Dezember 1784 ging im selben Theater Haydns Oper „Die belohnte Treue“ über die Bühne, doch mußte Haydn wegen des langen Aufenthaltes des Fürsten in



Lohn Haydns für das „Ochsen-Menueett“.
Die Szene wird in dem Stich von F. Hegi (um 1830) vor das Haydn-Haus in Wien verlegt.

Esterházy der Aufführung fernbleiben. Dagegen hatte er am 28. und 30. März desselben Jahres sein Dratorium „Die Rückkehr des Tobias“, das als Akademie der Tonkünstler-Sozietät im Nationaltheater auf dem Michaelerplatz mit großem Erfolg aufgeführt worden war, persönlich dirigieren können.

Einige Jahre später (1789) wurde in der Vorstadt Landstraße hinter dem ehemaligen Augustinerkloster zu St. Rochus und Sebastian an Stelle des kurz vor 1892 demolierten Hauses Rodugasse Nr. 12 ein Theater gegründet und am 13. April 1790, dem ersten Tage nach der Landestrauer für Josef II., eröffnet. Beinahe wäre man versucht, als Eröffnungsvorstellung die seinerzeit vom Hofe bestellte, bereits genannte Oper Haydns „La vera

constanza“ (Text von Francesco Puttini und Pietro Travaglia) anzusehen, die ja tatsächlich im April auf diesem Theater zur Aufführung gekommen sein muß. Leider ist Haydns Brief an Frau von Genzinger, worin er sich ausführlich über diese Aufführung äußerte, in Verlust geraten, doch sagt er selbst, daß der ganze Inhalt des verlorenen Briefes „seine Opera „la vera constanza“, so auf der Landstraße im neuen Theater aufgeführt wurde“, betraf. Anlässlich der letzten Vorstellung auf dieser kurzlebigen Bühne, am 15. Oktober 1793, wurde ein Divertiment von Haydn aufgeführt, in dessen Zeichen-diese Bühne also wahrscheinlich ihren Anfang genommen hatte und somit auch beschloßen wurde.

Von diesen und anderen öffentlichen Vergnügungstätten, in denen Haydns Musik zu Lebzeiten des Meisters ertönte, bestehen nur mehr die Redoutensäle in der Burg. Auch der Trattnerhof am Graben mit seinem einst vielbesuchten Kasino hat 1911 einem durch eine Passage geteilten Neubau weichen müssen. Dagegen erinnert an die damals schon eifrige Pflege Haydn'scher Musik in Albstkreisen noch das Auer'sche Palais in der Josefstadt, wo am 26. März 1787 zum erstenmal „Die sieben Worte Christi am Kreuze“ aufgeführt wurden. In dieser Periode setzte überhaupt der entscheidende Einfluß Haydns auf die ganze Musikkultur seiner und der nachfolgenden Zeit ein, schon damals wurden durch ihn die breiteren Schichten der eigentlichen Musikpflege gewonnen, so daß es bald in Wien kaum ein Adels- oder Bürgerhaus gab, in dem nicht Kammermusik betrieben wurde. Wie innig seine Beziehungen zu den weitesten Musikkreisen schon waren, beweisen u. a. die Widmungen der sechs Klavierfonaten an die Schwestern Franziska und Marianne von Auenbrugger, Töchter des Arztes und Musikschriftstellers Leopold von Auenbrugger (1722 bis 1809), eines Lieberheftes an die Sängerin Franziska Liebe Edle von Kreuzner (1781), für deren Vater Haydn im folgenden Jahre die „Mariazellermesse“, die unter allen seinen Messen am häufigsten aufgeführt, schrieb, der Quartette an den Großhandlungsgremialisten Johann Dost (1798/90) u. a. Auch die Verleger begannen sich jetzt für seine Werke zu interessieren, so Christoph Torricella in der Herrengasse (in dem im Jahre 1913 demolierten Liechtenstein-Palais), der anfangs in der Herausgabe Haydn'scher Werke mit dem Verlage Artaria u. Co. (seit 1789 im Hause Kohlmarkt Nr. 9, jetzt umgebaut) in Konkurrenz trat. In wie vielen, auch heute noch bestehenden Alt-Wiener Häusern mochte die Musik des also schon vor seinen Londoner

Reisen populären Komponisten ertönt haben. In einem derselben, dem Schottenhofe, wohnte der angesehene Frauenarzt Dr. Peter Ebler von Genzinger mit seiner Frau Marie Anna und Haydn pflegte viel in diesem Hause zu verkehren. Zur Beliebtheit im Publikum gestellte sich bald Verehrung, ja Bewunderung bei den mitlebenden Komponisten: überaus innig und zu gegenseitiger Förderung gestalteten sich die Beziehungen zu W. A. Mozart (1756 bis 1791), in dessen noch bestehendem Wohnhause, Eckhaus Schulerstraße 8 und Dorgasse 5 (Mozart wohnte hier 1784 bis 1787 und schrieb daselbst „Die Hochzeit des Figaro“), Haydn am 12. Februar 1785 Mozarts Vater, Leopold kennenlernte. Ein Jahr vorher hatte der junge Mozart Haydn Quartette gewidmet und sie so dem „Schutze und der Führung eines hochberühmten Mannes und besten Freundes, dessen hilfsreicher Beifall ihm vor allem ermutigte“, anvertraut.

Nach dem Tode des Fürsten Nikolaus löste sein Nachfolger Fürst Anton die Musikkapelle auf und Haydn, 58 Jahre alt, eilte nun nach dem Orte seiner Sehnsucht, nach Wien (1790). Da ihm der Fürst die Pension belassen, ja noch vermehrt hatte, konnte Haydn unabhängig leben. Außer den beiden Londoner Reisen und seinem Aufenthalt in Esterházy verließ er Wien nicht mehr. Das Haus, in welchem Haydn nach seiner Übersiedlung wohnte, war Eigentum des kaiserlichen Beamten J. N. Hamburger, lag auf der Wasserkunstbastei Nr. 1196 (den Haupteingang hatte es auf der Seilerstätte Nr. 15), gewährte also eine schöne Aussicht über das Glacis und die Vorstadt Landstraße; 1891 wurde es demoliert. Hier soll Haydn auch von Mozart rührenden Abschied genommen haben, als er am 15. Dezember 1790 seine erste Konzertreise nach London mit dem Violinisten und Konzertunternehmer Johann Peter Salomon (1745—1815) antrat. Nach seiner Rückkehr (24. Juli 1792) bezog er wieder Hamburgers Haus und unterrichtete hier den jungen Beethoven, der später, Herbst und Winter von 1801 auf 1802, eine Wohnung in diesem Hause nahm. Als erwähnenswerte Ereignisse in dieser Tage Zeit seien die Verleihung des Bürgerrechtes der Stadt Wien an seinem Tausage am 1. April (1793) und die Aufführung seiner sechs Londoner Symphonien am 22. und 23. Dezember desselben Jahres im Nationaltheater erwähnt; Haydn dirigierte sie selbst.

Nach vor seiner zweiten Londoner Reise wurde unser Meister Eigentümer eines Hauses in Wien, und zwar in der Vorstadt Windmühle Nr. 84, in der Kleinen Steingasse. Das Haus hatte seine Gattin

während seiner Abwesenheit in London ausfindig gemacht und am 14. August 1793 ging es aus dem Besitze des bürgerlichen Webermeisters Jgnaz Weißgram in den Joseph Haydns und dessen „Frau Chewirtin Anna“ um den Betrag von 1370 fl. über. Das Häuschen, mitten von Gärten umgeben, wies damals nur einen ebenerdigen Trakt auf und Haydn entschloß sich sofort, ein Stockwerk aufsetzen zu lassen. Dieser Zubau und die übrigen Neuerrichtungen sowie Verbesserungen verzögerten die Übersiedlung in den neu-erworbenen Besitz bis in das Jahr 1796.

In die Zwischenzeit fiel die noch rühmlichere und einträglichere zweite Londoner Reise, von der Haydn am 20. August 1795 wieder nach Wien zurückkehrte. Als damaligen Wohnsitz Haydns gibt uns die Konzert-

anzeige vom 18. Dezember 1795, welche sich auf die große Akademie Haydns im Kleinen Redoutensaal, bei der auch Beethoven mitwirkte, bezieht, das „Hoföbsterliche Haus am Neuen Markt“ (III. Stock) an. Es lag in nächster Nachbarschaft des Kapuziner Konvents, der bei Haydn eine Festmesse bestellte, dessen Kirchenkompositionen nun in höchster Blüte einsetzten. Eine derselben, die sogenannte „Paukenmesse“ wurde in der Kirche „Maria Treu zu den Piaristen“ zur Primiz Josef Hofmanns, welcher der Sohn des mit Haydn befreundeten Kriegszahlmeisters Johann Franz Hofmann war, am 26. Dezember 1796 „unter Zusammenströmen einer ungeheuren Volksmenge und auch der vornehmen Stände“ aufgeführt. Im folgenden Jahre, am 25. März wurde Haydns Oper „Armida“ im Theater an der Wien zugunsten des Orchesters gegeben; sie ist die letzte Oper Haydns, von der noch zu seinen Lebzeiten eine Aufführung veranstaltet wurde. Auch nach der Übersiedlung Haydns in sein eigenes Haus werden uns bis zum Jahre 1801 noch Wohnungen genannt, die der Meister infolge seines Alters und der Entlegenheit seines Vorstadthaus in der Inneren Stadt als Absieaquartier benutzte, so im Jahre 1798 das Haus „Zum blauen Säbel“ in der Krugergasse Nr. 1075, und für

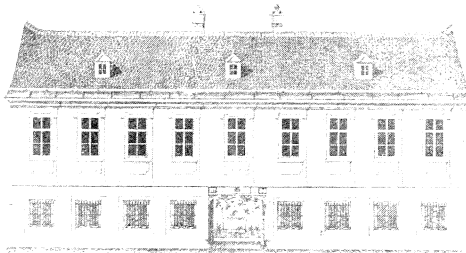
November 1801 das uns bereits bekannte Hammerbergerische Haus auf der Seilerstätte.

In seinem eigenen Hause in Gumpendorf hat der große Komponist seine beiden berühmtesten Werke, die Dratorien „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“ vollendet. Hier entstand gegen Ende des sturmbelegten Jahres 1796 auch die „Österreichische Volkshymne“, zu der Lorenz Leopold Haschka den Text dichtete.

Diese Werke zeigen uns Haydn in inniger Beziehung zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten im Musikleben Wiens, zu dem Sohne des Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia und Präfecten der Hofbibliothek Gottfried van Swieten (1734—1803). Dieser stand mit den bedeutendsten Wiener Musikern in Beziehung; Mozart leitete eine Zeitlang die musi-

kalischen Veranstaltungen in seinem heute noch bestehenden Wohnhause (Rennasse alt Nr. 146, jetzt Nr. 9; heute Bankhaus Rothschild), Beethoven genoß seinen besonderen Schutz und für Haydn wurde er der literarische Berater, der die Texte zu den beiden genannten Dratorien bearbeitete und die Anregung zur Volkshymne gab. Baron van Swieten war auch Gründer einer musikalischen

Vereinigung des hohen Adels, der auch Johann Josef Fürst Schwarzenberg (1769—1833) angehörte, und so mag es gekommen sein, daß die beiden Dratorien im Palais Schwarzenberg am Neuen Markte am 29. und 30. April 1798, bzw. am 24. April 1801 ihre Aufführung vor einer geschlossenen adeligen Gesellschaft fanden. Die erste öffentliche Aufführung der „Schöpfung“ erfolgte im Ränntnertortheater am Namenstage Haydns am 19. März 1799 unter großem Gedränge der Zuhörer, die der „Jahreszeiten“ am 29. Mai 1801 im Redoutensale. Die Stätte der Aufführungen, das Schwarzenberg-Palais selbst, das nach allen Seiten freistehend sich an der Südseite des Neuen Marktes erhob, wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts demoliert und an seine Stelle kamen in den Jahren 1894 bis 1897 einige Zins-



Das Wohn- und Sterbehause Haydns (gest. 31. Mai 1809), in welchem am 1. Juni 1840 die Trauer- und Erinnerungsfeier stattfand.

Nach einer Lithographie von Berndt.

paläste.

Etwa vom Jahre 1804 an war das Haydn-Haus das Ziel vieler bedeutender Männer, die den großen Meister besuchten und darüber berichteten. So kam damals Carl Maria von Weber (1786—1826), der bei Haydn Unterricht nehmen wollte und in Wien als Komponist des „Freischütz“ schon sehr gefeiert wurde; er fand in Haydn das „wahre Gepräge des großen Mannes“ und es rührte ihn, „die erwachsenen Männer kommen zu sehen, wie sie ihn Papa nennen und ihm die Hand küssen“. Ende des Jahres fiel der Besuch des Schriftstellers und Komponisten Friedrich August Kanne (1778—1833), im folgenden Jahre der des Landrates Karl Bertuch in Gesellschaft des dreizehnjährigen Wolfgang Mozart, an dem Haydn viel Gefallen fand, sowie des Landschaftsmalers Albert Christoph Dies, den der Bildhauer Anton Grassi (1755—1807) einführte. Haydn diktierte ihm seine „Lebenserinnerungen“, die im Jahre 1810 als „Biographische Notizen“ erschienen. Besonders eindrucksvoll gestaltete sich der Besuch des Komponisten Luigi Cherubini (1760 bis 1842), der in den ersten Augusttagen 1806 nach Wien kam. Er machte sich sogleich auf den Weg zu Haydn, überbrachte ihm das Diplom des Conservatoire zu Paris, womit Haydn als Mitglied aufgenommen wurde. Zu den letzten Besuchern, die ausführliche Berichte hinterließen, gehörten der Schauspieler und Dramatiker August Wilhelm Pfandl (1759 bis 1814), dem bei seinen zwei Besuchen im September 1808 die vielen Ehrengaben gezeigt und die Volkshymne vorgespielt wurde, und schließlich der Komponist und Schriftsteller Johann Friedrich Reichardt (1752 bis 1814), dem Haydn als interessantestes Geschenk die Kassette der Fürstin Esterházy verwies.

Diese bezieht sich auf die Vorfeier von Haydns 76. Geburtstag im Festsale der alten Universität (heute Akademie der Wissenschaften mit dem vollständig erhaltenen Saale) am 27. März 1808, wobei die „Schöpfung“ vor einem erlesenen Publikum aufgeführt wurde. Es ist das letzte öffentliche Erscheinen Haydns, der in einem Lehnstuhl in den Saal getragen wurde. Der Maler Balthasar Wigand erhielt den Auftrag, den Augenblick, da Haydn umgeben von seinen Verehrern erschien, festzuhalten, und tat dies durch ein vielfiguriges Miniaturbild, das uns den greisen Meister „in der Mitte des Orchesters“ sitzend zeigt, ihm zunächst seine Lieblingschülerin Fräulein Magdalena von Kurzböck und Fürstin Marie Esterházy, die Haydn zum Schutze gegen Erkältung ihren Schal umhängt hat. Die Fürstin ließ das Bild als Deckel einer schönen Schatulle montieren und schenkte

sie Haydn, der sie hoch in Ehren hielt. Sie ist im Historischen Museum der Stadt Wien zu sehen.

Die letzten Tage im Leben Haydns waren durch kriegerische Ereignisse umdüstert. Die französische Armee belagerte Wien, am 10. Mai fielen feindliche Kartätschenschüsse in die Nähe des Hauses und erschütterten Fenster und Türen. Der siebenundsechzigjährige Greis tröstete und beruhigte seine bestürzten Hausleute, unter ihnen sein treuergebenes Faktotum Josef Gföller, den Vater der berühmten Längerin. Am 31. Mai früh morgens verschied Haydn. Gföller nahm — wohl mit Hilfe eines Fachmannes — die Totenmaske ab, die sehr gelang und gleichfalls im Museum der Stadt Wien aufbewahrt wird. Das Leichenbegängnis fand am Fronleichnamstage, am 1. Juni 1809, statt, der Tote wurde in der Gumpendorfer Kirche eingesegnet und im Friedhofe vor der Hundstürmer Linie neben dem Kupferstecher Hieronymus Leschenlotz (gest. 1807) zur rechten und der Schauspielerin Elisabeth Roose (gest. 1808) zur linken Seite bestattet. Am nächsten Tage wurde in der Gumpendorfer Kirche ein Requiem abgehalten, das offiziell jedoch erst am 15. Juni in der Schottenkirche, wobei Mozarts Requiem zur Aufführung kam. Grenadiere des 2. Bürgerregimentes und französischen Militär bildeten Spalier. Nach dem Berichte eines Zeitgenossen „erschien Wiens ganze schöne Welt, die meisten in Trauer. Das Ganze war sehr feierlich und Haydns würdig“. Am 6. November des Jahres 1820 wurden die Überreste Haydns nach Eisenstadt überführt, doch ohne dessen Schädel, den der gräflich Esterházy'sche Sekretär Karl Rosenbaum an sich gebracht hatte und der nach öfterem Besigmschmel sich gegenwärtig in der Obhut der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien befindet. In dem von der Gemeinde an Stelle des aufgelassenen Friedhofes im Jahre 1924 errichteten und nach dem Komponisten benannten „Haydn“-Park ist an prominenter Stelle das Grabdenkmal Haydns zu sehen, das Graf Stockhammer im Jahre 1842 durch den Steinmetzmeister Zebek errichten ließ. Der von Haydns Lieblingschüler Sigismund Neukomm (1778—1858) im Jahre 1814 errichtete Grabstein mit einem als Kanon vertonten Zitat aus Horaz als Inschrift ist nicht mehr erhalten.

Die Gemeinde Wien, die schon zu Lebzeiten Haydn gefeiert hatte (1. April 1793: Bürgerrecht von Wien; 10. März 1803: zwölffache goldene Salvatormedaille; 1. April 1804: Ehrendiplom als Bürger), ließ es auch nach seinem Tode an Ehrungen nicht fehlen. Die Gasse, in welchem sich sein Wohn- und Sterbehaus befindet, erhielt 1862

nach dem Meister den Namen „Haydnasse“ und das Haus selbst wurde im Jahre 1904 von der Stadt angekauft, um es auch fernerhin zu erhalten. Bei der Versteigerung des Nachlasses Haydns im Jahre 1810 war es in den Besitz des Kunst- und Musikalienhändlers Ludwig Maisch übergegangen, doch blieb die Erinnerung an seine Bedeutung als Wohnstätte Haydns durch eine Trauer- und Erinnerungsfeier daselbst am 1. Juni 1840 sowie durch eine Gedenktafel erhalten. Auch hatte der Orchesterklub „Haydn“, bzw. der durch ihn begründete Zweigverein, namens „Haydn-Haus-Verein“ im Jahre 1899 eine Sammlung von Bildern, Handschriften, Notendruckn und Medaillen, die sich auf Haydn und seine Zeitgenossen beziehen, in einem Teile der Wohnung zur Ausstellung gebracht und sie später der Gemeinde als eine der Besichtigung zugängliches Museum überlassen. Im Mai 1909 wurde es anlässlich der Erinnerung an den Todestag Haydns vor 100 Jahren einer Neuordnung unterzogen.

Das „Haydn-Museum der Stadt Wien“ ist im ersten Stockwerke des Haydn-Hauses untergebracht, und zwar in den beiden Räumen, die einst sein Wohn- und Schlafzimmer waren und in einem derselben ist er auch gestorben. Seine Empfangs- und Sprechräume lagen im Bassentrakt, wo er im großen Zimmer aufgebahrt wurde. Ein Klavier aus Haydns Besitz steht im ersten Raum des Museums, es ist ein Flügel mit der Inschrift „Joh. Jacob Könicke, bürgerlicher Instrumentenmacher in Wien 1796“. Bildliche Darstellungen zeigen uns sein Geburtshaus in Rohrau und zwar in seiner ursprünglichen Gestalt in Vorder- und Hofansicht, sowie die Wohnstube der Eltern daselbst, dann mit der im Jahre 1841 angebrachten Gedenktafel sowie in seiner Gestalt nach dem Brande vom 7. Mai 1899 und während sowie nach dem Wiederaufbau im selben Jahre. Bekannt ist der Anspruch Beethovens 1827 auf seinem Sterbebette angesichts der „Kleinen Hütte, in der ein großer Mann geboren ward.“ Auch das Denkmal, das Graf Leonhard Hartach, Besitzer der Herrschaft Rohrau, noch zu Lebzeiten des Komponisten in ursprünglich seinem Wildparke, der sogenannten Haydn-Insel in Rohrau im Jahre 1795 hatte setzen lassen, sehen wir in einer Lichtbildaufnahme. Haydn bereitete diese Ehre zeitlebens die größte Freude und er bestimmte in seinem Testamente einen Betrag, dessen Zinsen für die Erhaltung des Denkmals verwendet werden sollten. Die Büste hiez zu schuf der Bildhauer F. Prokop v. J., die Inschrift verfaßte der Wiener

Dichter Michael Denis und die Gedichte zu beiden Seiten rühren von der Dichterin Gabriele von Baumberg her. Nach seinem Tode wurde die Inschrift ergänzt und das Denkmal im Schloßpark aufgestellt. Die Bekrönung der Büste durch den Orchesterklub „Haydn“ am 1. Juni 1893 ist gleichfalls in einem Bilde festgehalten. Aus Esterházy ist der Schloßhof und Haydns Wohnhaus zu sehen, aus Eisenstadt das Haus in der Kloßergasse, nahe der Franziskanerkirche gelegen, das Haydn während der Zeit, da er als Kapellmeister des Fürsten Esterházy wirkte, 1761—1790 bewohnte. Es brannte zweimal, 1768 und 1776 ab und wurde von dem Fürsten Nikolaus Esterházy jedesmal wieder hergestellt. Ferner das Lusthaus in seinem Garten zu Eisenstadt sowie die Grabtafel Haydns in der Burzpfarrrkirche zu Eisenstadt, wohin seine Gebeine am 7. November 1820 aus Wien übertragen und dort in der oberen Bergkirche beigesetzt wurden. Haydns Wohn- und Sterbehaus in Wien anlässlich der Trauer- und Erinnerungsfeier, welche daselbst am 1. Juni 1840 stattfand, gibt uns eine Lithographie wieder, ebenso das Grabmal Haydns „in dem Kirchhofe der Wiener Vorstadt Gumpendorf“ mit dem Gedenkstein, den Haydns Schüler Sigismund Ritter von Neukomm im Jahre 1814 errichtet hatte; den Grabstein, welchen Graf Stockhammer im Jahre 1842 erneuern ließ, um auch nach der Übertragung der Gebeine die Stätte, wo sie ursprünglich ruhten, zu ehren, sehen wir in einer Photographie. Auch das Miniaturquarell Wigands am Deckel der Haydn gewidmeten Schatulle ist in einem Farbdruck zu sehen, und auch der köstliche Stich von Hegi, der die originelle, tatsächlich von einem Fleischnhauer in Rohrau an Haydn geleistete Bezahlung für Menuette zur Hochzeit seiner Tochter durch Lieferung eines Ochsen ungeschichtlich vor das Haus in Gumpendorf verlegt. Außer Klavier und Schatulle sind an Reliquien noch zwei Schnupftabakdosen erhalten, von denen eine, aus Schildkrot mit Gold eingelegt, die Lieblingsdose Haydns war und von ihm bis an die letzten Tage benützt wurde. Porträte Haydns, von denen als die gelungensten die des englischen Malers Dance und Trivachs Medaillon bezeichnet werden, Medaillen, Briefe, Notendrucke illustrieren sein Leben und Schaffen.

Das im Auftrage eines Komitees von Heinrich Natter entworfene Denkmal zu Ehren Haydns wurde in nicht zu großer Entfernung von seinem Hause im Jahre 1887 vor der Mariähilfer Kirche errichtet.

Goethes Beziehungen zu Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft, Kunst und Literatur.

Von Dr. Karl Wagner.

„Es ist unglaublich“, schrieb Karl August von Weimar an Goethe am 16. Jänner 1815 über Wien — „was hier für Schätze in allen Teilen der Wissenschaften und Künste aufgespeichert sind und wie viele bedeutende Menschen man hier antrifft, denen es sehr ernst um ihre Gegenstände ist...“ Er bestätigte damit den allgemeinen Ruf, den Wien als Kunststätte ersten Ranges genoß. Goethe selbst anerkannte die Vorzüge einer Großstadt und wußte als Mensch wie als Künstler die Vorteile regen gesellschaftlichen Verkehrs wohl zu schätzen. Auch er brachte Wien Interesse entgegen, obgleich er den Boden der Stadt trotz wiederholter, vielseitiger Einladungen nie betreten hat. Von Gästen aus der Stadt, von Weimaranern, die in Wien gewesen waren, ließ er sich berichten und stand selbst mit Mitgliedern fast aller Wiener Gesellschaftsklassen in reger Korrespondenz. Das „prächtige, große Wien“ nannte er es gelegentlich in seinen Briefen, doch dürfen dergleichen Äußerungen nicht auf die Holzwaaage gelegt werden. Seine allgemeine Anschauung über Wien war doch von Vorurteilen befangen, die er Zeit seines Lebens nicht los wurde: immer erschien es ihm vor allem als Stadt der Phäaken; das herrschende System, der schädigende Nachdruck seiner Werke, die drückende Zensur ver-

stimmten ihn. Die Beziehung Goethes zu Wien kann nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung nicht

restlos aufgedeckt werden. Mit seinen Meisterwerken hat er der Stadt unschätzbares Kulturgut gegeben, ward heimischen Dichtern und Künstlern ein Leitstern. Aber zweifellos läßt sich anderseits feststellen, daß Goethe auch Anregungen von Wien empfing, und zwar auf den verschiedensten Gebieten seines vielseitigen Interesses. Wien hat jedenfalls zum Ruhme Goethes beigetragen und es hat ihn schon zu Lebzeiten geehrt. Von wesentlichem Einflusse hiebei waren des Dichters Beziehungen zu heimischen Künstlern und

Dichtern wie zur Wiener Gesellschaft; sie erstreckten sich über alle Schichten und sie lehren uns, daß man Goethe in Wien ein



Johann Wolfgang Goethe (1749–1832).

Nach dem Ölgemälde von J. A. Stieler, 1828.

Interesse entgegenbrachte, wie man es keiner der bodenständigen „Größen“ gegenüber an den Tag legte. Sie stellen aber auch die betrübende Tatsache fest, daß Goethe selbst manche von diesen unverdienterweise nicht der Beachtung wert fand (Schubert), oder ihr nicht das nötige Verständnis entgegenbrachte (Beethoven) oder daß es aus sonst einem Grunde zu keinem dauernden, innigeren Verhältnis kam (Grillparzer). Im folgenden wollen wir nun diese Beziehungen darlegen. An erster Stelle sei Goethes Verkehr mit Persönlichkeiten des Wiener Hofes an-

geführt, eine Beziehung, die zwar nicht allein bestimmend, aber doch wesentlich maßgebend für das Verhältnis der offiziellen Kreise, des Adels und der vornehmen Gesellschaft war.

Im Jahre 1810 wurde er in Karlsbad der Kaiserin Maria Ludovika vorgestellt, der dritten Gemahlin des Kaisers Franz, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Este. Dem Dichter, der im „Lasso“ das Lob des Hauses Este gesungen, verkörperte die liebliche, wohlwollende Frau den Genius Österreichs; er verfaßte für sie einen poetischen Willkommungsruß und in ihrem Auftrag ein Abschiedsgebidt. Namentlich das Zusammentreffen im folgenden Jahre in Teplitz brachte ihn der Kaiserin nahe; damals war der Kreis ihrer Umgebung kleiner, Goethe wurde mehr herangezogen, las aus Calderons, Schillers und eigenen Dichtungen vor und schrieb für sie das kleine Prosastück „Die Wette“. Die Kaiserin hatte sich bisher hauptsächlich mit der italienischen Literatur beschäftigt und Goethe führte sie nun zum Verständnis der deutschen Dichtungen; aber noch inniger schlugen ihre Seelen in ihren politischen Träumen zusammen, in der glühenden Sehnsucht nach Frieden und Befreiung Deutschlands vom französischen Joch. Die Kaiserin, die mit der Armee 1813 in Weimar einzog, rief den größten Dichter Deutschlands zur poetischen Darstellung der großen politischen Vorgänge der Gegenwart auf. Goethe fand es gelegen, „Hermann und Dorothea“ in Taschenformat herauszugeben und erfüllte den kaiserlichen Wunsch in seinem Festspiel „Des Epimenides Erwachen“, das erst nach der Rückkehr Napoleons von Elba in Druck erschien; wir wissen nicht, ob die Kaiserin es kennengelernt hat. Den Tod der hohen Frau betrauerte Goethe tief (Verona, 7. April 1816), und wer immer aus Österreich kam, erneuerte bei ihm das Andenken an die Geschiedene. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er mit seiner Absicht, der Kaiserin im Jahre 1813 eine Dichtung zu widmen, die Hoffnung auf eine Berufung nach Wien verband. Auch aus einem Briefe an Metternich ist zu sehen, daß ihm tatsächlich solche Pläne durch den Sinn schossen.

In Karlsbad wurde Goethe im Kreise der Kaiserin Maria Ludovika auch mit verschiedenen Mitgliedern des österreichischen Hofadels bekannt, so mit ihrem Vorleser, dem Fürsten Karl Lichnowsky (1756—1814), einem der wärmsten Gönner und Freunde Beethovens, den der Fürst kurz nach dessen Ankunft in Wien in seinem Hause aufgenommen hatte; er machte wohl Goethe in Karlsbad auf den Komponisten aufmerksam. Die nächste Dame in der

Umgebung der Kaiserin war die ebenso reizende, als liebenswürdige Gräfin Josefine D'Donell, geb. Gräfin Gaisruck, eine echte Wienerin, die besonders die Wiener Volksdichter schätzte; mit ihr blieb Goethe in regem Briefwechsel.

Durch diese Beziehungen wurde man auch in den offiziellen Kreisen auf Goethe aufmerksam. Der Staatskangler Fürst Klemens Lothar Metternich (1773—1859) trat mit ihm in brieflichen Verkehr, er beilegte sich, Goethes Wahl zum Ehrenmitglied der neugegründeten Akademie der bildenden Künste noch vor Ausstellung des Diploms mitzuteilen (15. Februar 1812), verhalf ihm zum österreichischen Leopoldorden und erwirkte das österreichische Privileg für die Ausgabe letzter Hand seiner Werke (1825). Das erste persönliche Zusammentreffen beider fand beim Einzug des Kaisers Franz und seines Kanzlers in Weimar nach der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1813 statt, wo diese als Retter und Tröster begrüßt wurden. Dieser Eindruck blieb bei Goethe für alle Zeit entscheidend. Alle seine Briefe an den Kanzler sind auf den Ton unbegrenzter Verehrung und Ehrfurcht gestimmt. In den Jahren 1818 und 1819 trafen sich Metternich und Goethe in Karlsbad.

Den bedeutendsten Mitarbeiter Metternichs, Friedrich von Geng (1764—1832), einen gewandten Politiker und bedeutenden Publizisten, kannte Goethe schon vor dessen Übertritt aus dem preussischen in den österreichischen Staatsdienst (1802). Trotz gelegentlicher kritischer Ausfälle war Geng ein entschiedener Anhänger des Dichters und vermochte bei seiner gesellschaftlichen Stellung viel zur Aufnahme der Dichtungen Goethes in Wien beizutragen. Mit Befriedigung konnte er diesen in einem Briefe vom 21. Februar 1811 versichern: „Als ich im Jahre 1802 und 1803 mit Wien genauer bekannt wurde, gehörte es noch unter die großen Seltenheiten, in der ersten Gesellschaft auf Personen zu stoßen, die den ‚Faust‘ oder die ‚Zphigenia‘ gelesen hatten; dagegen jetzt ein Mädchen von 17 oder 18 Jahren sich schämen würde, nicht mit allen Ihren Werken mehr oder weniger vertraut zu sein und gewiß in Dresden und Berlin nicht öfter, nicht mit größerer Bewunderung und Liebe von Ihnen gesprochen werden kann, als hier geschieht.“

Die kriegerischen Zeiträume brachten es mit sich, daß Goethe auch eine Reihe österreichischer Offiziere kennenlernte, die es später zu hohem Ansehen brachten: so 1797 den Oberleutnant Josef Koudelka, einen „gebildeten jungen Mann und großen Liebhaber der Musik“. Es war der spätere Feldmarschallleutnant Freiherr von Koudelka, dessen malerisches Talent, be-

deutender noch als das musikalische, sich auf seine Tochter Pauline, der Gattin Schmerlings vererbte. 1835 urteilte diese über Lenaus „Faust“: „An mein Ideal von Poesie, Goethes „Faust“, erinnert dieses Gedicht nur, um einem recht den Abstand und Goethes Größe zu zeigen.“ Der auch von Grillparzer gefeierte Feldmarschall Freiherr von Heß, der, damals noch Hauptmann im Generalstabe, mit einem Kameraden Goethe 1813 in Leipzig besuchte, wurde von ihm in den Bildergalerien Dresdens herumgeführt und hielt noch im hohen Alter seine Erinnerung an diese glücklichen Tage fest. Als die Verkörperung der altösterreichischen Armee schien Goethe der Feldmarschall und Schriftsteller Karl Josef Fürst de Ligne (1735 bis 1814), der zu den markantesten Personen der Wiener großen Gesellschaft dieser Zeit gehörte und durch seine geistvollen Unterhaltungen bekannt war. Im Jahre 1803 fandte er eine poetische Huldigung an Goethe, die dieser bald erwiderte. Goethe lernte den „immer heiteren, geistreichen, allen Vorfällen gewachsenen Welt- und Lebmann“ im Jahre 1807 in Karlsbad persönlich kennen, traf ihn in Leipzig im Kreise der Kaiserin Maria Ludovika wieder und durfte ihn auch 1811 in Weimar begrüßen. Der Eindruck war immer der gleiche: „er ist in seinem 78. Jahre noch so Hof- und Weltmann“, urteilte Goethe, „noch so heiter und leichtsinnig als jemals. Er belebt durch seine Anmut jede Gesellschaft, in der er sich befindet.“ Der Dichter wollte die Erinnerung an den „frohesten Mann des Jahrhunderts“ in einem „Requiem“ festhalten, das aber Fragment blieb. Den Stoff hiezu lieferte Graf Moritz D'Onell, der Gatte von Titine de Ligne, einer Enkelin des Fürsten: auch er besuchte im Jahre 1816 mit seiner Gattin Weimar und wurde freundlich aufgenommen. Mit dem österreichischen Heerführer, Erzherzog Karl, traf Goethe auf seiner Reise in die Rhein- und Mainregionen im Jahre 1815 zusammen, drei Jahre später (1818) erschloß sich ihm in Karlsbad der militärische Kreis um den Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg. Dessen Adjutant, der spätere Staatsmann und Feldzeugmeister Graf Anton Prokeß Osten (1795—1876), der sich auch als Dichter und Schriftsteller betätigte, sandte dem Herzog von Weimar seine Biographie Schwarzenbergs, ohne jedoch Beifall zu finden: Goethe nahm er gegen eine Schmahschrift in Schutz.

Prokeß Osten leitet uns zu den österreichischen Dichteroffizieren über, von denen die Dramatiker Tobias Freiherr von Gehler (1726—1786) und Cornelius Hermann Freiherr von Alrenthoff (1733 bis 1819) noch ganz in der vorklassischen Zeit wurzel-

ten, sich zum Verständnis Goethes nicht aufschwingen konnten, und — insbesondere Alrenthoff — gleich dem Gymnasiallehrer Martin Eran, der Goethes Gedichte verbessern wollte, diesen bekämpften. Dagegen erfuhren die kleinen graziösen Verslustspiele des Dichters August Freiherrn von Eteigentesh (1774 bis 1826), der um 1813 Generaladjutant Schwarzenbergs war, den Beifall Goethes: er wußte diese Produkte des bedeutendsten österreichischen Lustspiel dichters vor Bauernfeld als Weimarer Theaterleiter zu schätzen und sie blieben auch nicht ganz ohne Einfluß auf sein poetisches Schaffen.

Die Bedeutung Wiens als Kunsthütte lag schon damals hauptsächlich auf musikalischem Gebiete: hier hatte die deutsche Oper mächtige Entwicklung durchgemacht, die Stadt zog einerseits die bedeutendsten Komponisten an sich, andererseits versorgte sie fast alle deutschen Bühnen mit Opern und Singspielen. Für die Beziehungen Goethes zu Wien ist es nun höchst charakteristisch, daß auch er ganz in den Bann der Wiener Oper gezogen wurde, zunächst schon als Leiter der Weimarer Bühnen, deren Repertoire er gleichfalls — von einigen älteren Singspielen und den italienischen und französischen Opern abgesehen — dem Geschmacke des Publikums entsprechend fast nur aus Werken österreichischer Richtung, Wiener Gepräges, zusammensetzte. Wir lesen die Namen fast aller Komponisten und Dichter der vorraimundischen Wiener Volksdichtung und des damaligen Singspiels. Und die bedeutenderen Opernkomponisten blieben nicht ohne Einfluß auch auf das dichterische Schaffen Goethes. So kannte dieser die Werke Christoph Willibald Glucks (1714—1787), ließ sich von ihnen beim Abfassen seiner Singspiele leiten und als der Komponist im Jahre 1776 um ein Trostgedicht auf den Tod seiner Nichte Nanette bat, legte er damit bei Goethe den Keim zur „Proserpina“. Auch den Streit zwischen der deutschen Oper Glucks und der italienischen Piccinis behandelte Goethe gelegentlich.

Den weitaus größten Einfluß auf den Dichter nahm Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791), der 1783 seine erste deutsche Oper mit der „Entführung aus dem Serail“ geschaffen hatte. Ihr Erscheinen schlug alle Bemühungen Goethes um die Hebung des deutschen Singspiels nieder. Er hatte den jungen Musiker 1763 in Frankfurt gehört, „sichtlich erhaumt über seine außerordentliche Fähigkeit“ und erinnerte sich noch 1830 des „Kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen ganz deutlich“. Als Theaterleiter brachte er Mozarts Hauptwerke auf die Weimarer und Lauchstädter Bühne: „Die Entführung aus dem

Cerail“ wurde bis zum Jahre 1795 nicht weniger als 23mal aufgeführt, „Die Zauberflöte“ erschien zuerst am 17. Jänner 1794 in Weimar. Auch den „Don Juan“ lobte Goethe und er meinte, Mozart hätte den „Faust“ komponieren sollen, denn er habe den „Dämon des Genius“ besessen; in seinen Werken liege eine zugebende Kraft, „die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt, und nicht sobald erschöpft und verzehrt sein dürfte“. Mozart habe „Unerreichbares geschaffen und seine Erscheinung bleibe immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären sei“. Besonders interessierte sich der Dichter für die „Zauberflöte“, sowohl wegen der freimaurerischen Grundidee als wegen der symbolischen Beziehung auf sein eigenes Leben und er arbeitete an einer Fortsetzung, von der das Schema und ein Teil der Ausführung erhalten ist. Als der Orchesterdirektor des Wiener Hofoperntheaters Paul Wranitzky (1736—1808) Goethe um einen Operntext bat, bot ihm dieser seinen Text zur Fortsetzung der „Zauberflöte“ an, fand jedoch aus kleinlichen Rücksichten eine Ablehnung, was ihm die Freude an der Arbeit verdarb. Aber die Beschäftigung daran in den Jahren 1795, 1796 und 1799 kam auch anderen Dichtungen Goethes zugute.

Eine Reihe erfolgreicher Wiener Virtuosen lernte Goethe auf ihren Kunstreisen in Weimar kennen, so 1799 den Landsmann und Freund Mozarts, Josef Wölffl (1772—1812), der im Klavierspiel mit Beethoven rivalisierte; 1806 den Klavierspieler Anton Eberl (1766—1807), ebenso den Flötenvirtuosen Johann Sedlacek (1789—1866) und den berühmten Geiger Ignaz Schuppanzigh (1776—1830). Der Komponist und Klaviervirtuose Johann Nepomuk Hummel (1778—1837), der Vertreter und Nachfolger Haydns bei der Kapelle des Fürsten Esterházy in den Jahren 1804—1811, wurde 1819 in Weimar Kapellmeister und blieb daselbst bis zu seinem Tode. Er verschönerte häufig die Feste in Goethes Hause durch Aufführungen und Goethe verglich den „nicht genug zu preisenden Kapellmeister“ wegen seiner Improvisationen mit keinem Geringeren als Napoleon. Hummels Klavierspiel war für Goethe wohl das Höchste, was er sich auf diesem Gebiete vorstellen konnte und er stellte es vermutlich auch höher als die Kunst Beethovens.

Was nun das Verhältnis Goethes zu Ludwig van Beethovens (1770—1827) betrifft, müssen wir vor allem ihre gegenseitige Stellung als Künstler ins Auge fassen. Der Dichter, dem schon die innigste Verwandtschaft seiner Natur zu Mozart zog und der auch stets Mozartianer verblieb, vermochte für die

neuen Ausdrucksmittel der musikalischen Kunst, wie sie in Beethoven und auch Schubert verkörpert waren, nicht das richtige Verständnis aufzubringen, ähnlich wie auch Grillparzer etwa Richard Wagner gegenüber. Seinem musikalischen Vertrauensmann Karl Friedrich Zelter (1758—1832) erging es nicht anders. Beide lehnten Beethoven als Komponisten ab. Im geistigen Entwicklungs gange Beethovens dagegen spielten von Kindheit an Goethes Werke eine wichtige Rolle, er blickte voll Verehrung zu diesem empor, den er den ersten deutschen Dichter zu nennen pflegte. Goethes Lyrik regte ihn zu reger Komposition an, in der kleinen Anzahl seiner Lieder sind eine ganze Reihe Goethescher Texte — meist 1808—1810 entstanden — und die Musik zum „Egmont“ hatte er nach eigener Aussage nur aus Liebe zum Dichter geschrieben; er fand keine Ruhe, bis er sie in Händen Goethes wußte, der sie, obgleich schon Oktober 1809 bis Mai 1810 entstanden, erst Jänner 1812 erhielt. Vermittler bemühten sich, die beiden Künstler miteinander persönlich bekannt zu machen, so der schon bekannte Fürst Karl Liechtenow, dann vor allem eine zarte Frauenseele, Elisabeth Brentano, verheiratete von Arnim, gewöhnlich Bettina genannt (1785—1859), die Beethoven im Hause des Kunstsammlers Johann Melchior von Birkenstock im Jahre 1810 kennenlernte. Sie schrieb dem Dichter in begeisterten Worten über die Begegnung und auf ihre Einführung berief sich Beethoven selbst, als er im April 1811 das erstemal brieflich zu Goethe in Beziehung trat, um ihm seine Bewunderung auszudrücken. Am 19. Juli 1812 fand in Leipzig die erste persönliche Begegnung der beiden statt, der in Karlsbad weitere folgten. Das Zusammentreffen wurde durch Anekdotenkrum entstellt, sicher aber ist, daß sich die Gegensätze ihrer Naturen nicht ausglich. Goethe notierte in sein Tagebuch: „Er (Beethoven) spielte köstlich“ und urteilte: „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungezügelter Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genüßreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist es hingegen und sehr zu bedauern, daß ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem gesellschaftlichen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.“ Diese Urteile werden dem Menschen und Künstler (Virtuosen) gerecht, aber sie erfassen den Musiker Beethoven keineswegs. Den Hofmann Goethe hatte jedenfalls die

schrullenhafte Persönlichkeit des Komponisten abstoßen; kein verständnisvoller Briefwechsel entspann sich und als Beethovens im Jahre 1823 sich brieflich an Goethe wandte (8. Februar) um Verwendung zur Subskription seiner missa solemnis durch den Weimarer Hof, blieb er ohne Antwort.

Ein gleiches Schicksal erlitten die beiden Briefe, welche bestimmt waren, den größten deutschen Dichter und den empfindungsvollsten Interpreten seiner lyrischen Ergüsse, Franz Schubert, persönlich näherzubringen. Am 17. April 1816 sandte dessen Freund und Förderer, Josef von Spaun (1788—1865), seit 1841 Hofrat und Lottodirektor in Wien, an Goethe einen Begleitbrief zu einer handschriftlichen Sammlung Schubertscher Goethe-Lieder (darunter der „Erlkönig“), worin er das Talent seines Freundes der Beachtung des Dichters empfahl und in Schuberts Namen die Erlaubnis erbat, die Lieder Goethe widmen zu dürfen. Es erfolgte darauf keine Antwort. Nicht ganz 10 Jahre später (Anfang Juni 1825) übersandte Schubert selbst drei Lieder „An Schwager Kronos — An Mignon — An Ganymed — dem Dichter gewidmet, op. 19, Wien Diabelli“ in zwei Prachtexemplaren an Goethe und fügte folgendes Schreiben hinzu:

„Euer Erzellenz!

Wenn es mir gelingen sollte, durch die Widmung dieser Composition Ihrer Gedichte meine unbegrenzte Verehrung gegen E. Erzellenz an den Tag legen zu können, und vielleicht einige Beachtung für meine Unbedeutetheit zu gewinnen, so würde ich den günstigen Erfolg dieses Wunsches als das schönste Ereignis meines Lebens preisen.

Mit größter Hochachtung Ihr ergebenster Diener
Franz Schubert.“

Goethe verzeichnete die Sendung in seinem Tagebuch vom 16. Juni 1825, auch sind die Drucke noch in seiner Bibliothek vorhanden; den Brief aber beantwortete er nicht.

Die Wechselbeziehungen zwischen Weimar und Wien, das schon damals den Ruf der theaterfreundlichen Stadt genoß, waren auch auf dem Gebiete der Opernbühne groß. Goethe erkannte die Begabung der Österreicher für die Schauspielkunst und zog aus unserem Lande Schauspieler nach Weimar, so Karl Franz Gröner (1780—1845), den er nach seinen „Regeln für Schauspieler“ heranzog. Gröner wirkte später wieder in unserer Stadt, und zwar im Theater an der Wien im Schauspiel und in der Oper, und entfaltete insbesondere als Regisseur Talent. Größer

ist die Zahl der Weimarer, die nach Wien kamen und hier im Sinne Goethes die Schauspielkunst zu reformieren suchten. 1802 kamen Heinrich Schmidt (1779—1857), der auf Goethes Ideen vollständig eingegangen war, und sich in Wien darüber entsetzte, daß die Schauspieler sich dem Publikum nicht stets en face zeigten, ferner Karl Friedrich Krüger (geb. 1765); auch der Versuch des berühmten Weimarer Heldenspielers Friedrich Haide im Jahre 1807, die Wiener Bühne zu erobern, mißlang. Einer der letzten schauspielerischen Schüler Goethes und sein besonderer Liebling war Carl La Roche (1796—1884), der selbst betonte: „In der Rolle des Mephisto, wie ich sie gebe, ist jede Gebärde, jeder Schritt, jede Grimasse, jede Betonung von Goethe; an der ganzen Rolle ist nicht so viel mein Eigentum als Platz unter dem Nagel hat.“ Goethes Tradition lebte auf der Wiener Bühne bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts fort, und zeitigte namentlich in Heinrich Mülhens (1785—1865) und Julie Rettich (1809—1866) herrliche Früchte.

Gewaltig beeinflusste Goethe auch als Dichter die Wiener Bühne; abschließende Untersuchungen fehlen bis jetzt darüber und wir weisen bloß auf Josef Schreyvogel hin, der, sonst ein Gegner des Dichters, sich als Vizedirektor des Burgtheaters gerade durch die Auführungen Goethischer Dramen auf dem Burgtheater ein hohes Verdienst erwarb.

Wien anderseits lieferte für das Weimarer Repertoire die beliebtesten Schauspiele von Dichtern, welche die Bedürfnisse des Theaters auch von der praktischen Seite ihrer Schauspielerthätigkeit her genau kannten; so von Johann Friedrich Zünger (1759—1797), Matthäus Stegmayer (1771 bis 1820), Friedrich Wilhelm Ziegler (1759—1827) und Johanna Granul von Weissenthurn (1773 bis 1847). In persönlichen oder brieflichen Verkehr traten diese mit Goethe nicht.

Dasselbe ist auch der Fall bei den beiden Dichtern Johann Baptist Alvinger (1755—1797) und Alois Blumauer (1755—1798), die noch unter dem Einflusse Christoph Martin Wielands (1733—1823) standen. Ersterer äußerte sich gelegentlich empört über Schiller und Goethes Xenien, womit sie sich wenig Ehre eingelegt hätten; Goethe wieder berichtete voll Entsetzen über den Eindruck, den Blumauers „Aeneis“-Travestie bei ihm hervorgerufen habe. Die neueren Wiener Dichter waren sichlich bemüht, mit Goethe wenigstens in brieflichen Verkehr zu kommen; so Heinrich Collin (1772—1811), dessen Dichtungen von einem warmen Vaterlandsgefühl beseelt

aber mehr rhetorisch als poetisch sind. Sein dramatisches Hauptwerk „Regulus“ (1802) fandte er direkt an Goethe, wobei er sich „mit einer Art von Schauer“ in die dortige Vorstellung versetzte. Goethe antwortete nicht, sondern kritisierte, daß das Stück nur für einen Akt taue. Für die Dichterin Karoline Pichler (1769 bis 1843), die in gesellschaftlicher und literarischer Hinsicht damals in Wien ein besonderes Ansehen genoß, bemühten sich insbesondere die Familien Fries und Eskeles, denen wir noch später begegnen werden, bei Goethe. Es kam zu einem kurzen Briefwechsel (1811 und 1812), Karoline Pichler sammelte für Goethe Handschriften, darunter ein Autograph Handns, wofür Goethe dankte und meldete, daß auch der Brief der Sponderin in seine Sammlung aufgenommen wurde. Weniger entzückt konnte Goethe über Pichler als Dichterin urteilen, da ihm gerade ihr historischer Roman „Agathokles“, der eine Lanze für das Christentum gegen das Altertum brach, wegen dieser Tendenz nicht sympathisch war. Goethe verband den Tadel aufs engste mit der Anerkennung für das Talent der Verfasserin, die ihm als der Typus der schriftstellenden Frau erschien. Er faßte den Plan zu einer Abhandlung über weibliche Autoren im allgemeinen, doch kam dieselbe nicht zur Ausführung. Von anderen Wiener Schriftstellern waren noch Ignaz Franz Castelli (1781—1862) zu erwähnen, den Goethe als Dialektdichter wohlwollend beachtete, dagegen als Dramatiker ablehnen mußte — veranlaßte doch die Aufführung des „Hundes von Aubry de Mont Vidier“ in dessen Übersetzung in Weimar am 12. April 1817 seinen Rücktritt von der Leitung des Hoftheaters — und vor allen Josef Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856), der den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, durch seine Übersetzungen und zahlreichen Werke über orientalische Geschichte und Poesie, deren Lektüre Goethes Tagebuch verzeichnet, die Beschäftigung des Dichters mit dem Orient angeregt und wesentlich gefördert zu haben. Den beiden Wiener Dichtern Ludwig Stoll (1778—1815) und Leo Freiherrn von Seckendorf (1775—1809) schließlich, die Goethe schon in Weimar kennengelernt hatten, gelang es, ihre im Jahre 1808 begründete Zeitschrift „Prometheus“ mit einer der schönsten und reifsten Früchte der Goetheschen Muse, mit der „Pandora“ zu eröffnen. Damit wurde die romantische Dichtung nach Wien verpflanzt, die zunächst mit der hier noch vorherrschenden Richtung des 18. Jahrhunderts und ihrem Hauptvertreter, Josef Schreyvogel, einen Kampf zu bestehen hatte, der aber siegreich für sie endete. Durch die Briefe Stolls und Seckendorfs

wurde Goethe über den Streit im laufenden gehalten, seine Dichtung erscheint mit dem Siege der Romantik allgemein anerkannt.

Auch die Wiener Gesellschaft trug dazu bei, die Verehrung Goethes wesentlich zu fördern. Außer dem Hochadel, mit dem Goethe in Karlsbad in Berührung kam (Familie Harrach), traten nun auch jene großen Mäzene mit ihm in Verbindung, die schüßend und fördernd im Leben der bedeutenden Komponisten eingingen, und selbst musikalisch, dem Dichter ihre Kompositionen seiner Lieder darbrachten, so die Grafen Moriz Dietrichstein (1775—1864), und Johann Rudolf Czernin (1775—1845); ferner Fürst Josef Maximilian Lobkowitz (1772—1816), dessen Schloß in Eisenberg Goethe besuchte, und der eifrige Sammler Graf Moriz Fries, den Goethe schon von früher kannte und in dessen Gesellschaft er im Jahre 1797 nach Wien reisen wollte; durch Lerse, den Straßburger Jugendfreund Goethes, der im Friesischen Hause in Wien lebte, blieb die Verbindung aufrecht erhalten.

Die Mitte zwischen dem kunstsinigen Adel und dem literaturfreundigen Bürgertum bildete Frau Marianne von Eybenberg, die aus einem reichen jüdischen Berliner Kaufmannshause stammend zum Christentum übertrat und nach einem Abkommen mit der Familie des Fürsten Heinrichs IV. von Reuß, dem sie heimlich angetraut war, in Österreich und Wien lebte, wo sie 1812 starb. Goethe stand mit der schönen, koketten Frau in reger Korrespondenz, sie zeigte fluge Empfänglichkeit für seine vielseitigen Interessen, überschüttete ihn mit Aufmerksamkeiten und verstand über Gesellschaft, Theater und Kunst trefflich zu plaudern. Andere Berliner Jüdinnen, die beiden Schwestern Franziska und Cäcilie Tzig waren schon früher in Wien heimisch geworden; erstere war mit Nathan Adam Freiherrn von Arnstein, Cäcilie mit dem Freiherrn von Eskeles, den beiden Chefs des Wiener Bankhauses Arnstein und Eskeles, verheiratet. Auch die Tochter Arnsteins, Henriette von Pereira, verdient hier Erwähnung. Goethe lernte die Familien Eskeles und Fries in Franzensbad 1808 kennen und in dieser Gesellschaft herrschte weniger das literarische Element vor, sondern eine heitere zwanglose Stimmung, die interessanterweise dargetut, wie leicht sich Goethe selbst von dem „Schlaraffenraum“ dem „Cybaritisimus“ der Wiener umfungen ließ. Der Spruch „Leben und leben lassen“ kehrt im Briefwechsel Goethes mit diesen Frauen mehrmals wieder, aber aus den Briefen ersieht man auch, welche Aufmerksamkeit man Goethe entgegenbrachte und wie sehr

man insbesondere seine Sammeltätigkeit unterstützte. Auch in dieser Beziehung konnte ihm unsere Stadt nützlich sein und als nach dem Tode des uns bereits bekannten Sammlers Birkenstock (1809) dessen Kunstschatze nach Frankfurt a. M. gebracht wurden, wo sie in den Besitz seines Schwiegerjohnes Franz Brentano übergingen, studierte Goethe die Sammlung (1814) und lobte das Kunstverständnis Birkenstocks, dessen Talent für Inschriften er schon früher anerkannt hatte.

Unter allen Beziehungen Goethes zu Wiener Persönlichkeiten darf das Verhältnis Franz Grillparzers zu diesem wohl mit Recht das größte Interesse für sich in Anspruch nehmen. Wiens größter Dichter stand in seiner Verslossenheit außerhalb der Gesellschaft, für ihn verwendete sich niemand bei Goethe. Beethoven hatte im Adel und in Bettina Vermittler gefunden, Karoline Pichler im Kreise der ihr befreundeten Familien Arnstein und Eskeles und selbst Collin stand in dem Schauspieler Heinrich Schmidt ein Fürsprecher zu Gebote. Grillparzer dagegen bestimmte die allgemeine Anerkennung und das Gefühl seines dichterischen Wertes dazu, Goethe selbst aufzusuchen. So fand das erste Zusammentreffen gelegentlich einer Reise Grillparzers nach Deutschland am 29. September des Jahres 1826 statt; der Dichter blieb bis zum 3. Oktober in Weimar. Der Gedanke „Goethe zu sprechen oder auch nur zu sehen“, machte ihn im voraus glücklich; „aber als er von Leipzig nach Weimar abreisen sollte“, schrieb er fast mutlos gegenüber der Gestalt Goethes, „einerseits freute ich mich darauf, andererseits aber sank meine ohnehin nicht große Meinung von mir selbst Grad für Grad in mir selbst zusammen“. Gleich nach seiner Ankunft sandte er seine Karte an Goethe und war von diesem für Abend zum Tee geladen. Es war eine größere Gesellschaft da und Goethe trat erst später, „schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, in gerader, beinahe steifer Haltung wie ein Audienz gebender Monarch“ hinzu. Obwohl Goethe wiederholt auch mit Grillparzer sprach und ihn freundlich und aufmerksam behandelte, erwartete doch das Auftreten Goethes in dem Wiener eine „höchst unangenehme Empfindung“ und er erklärte, „das Ideal meiner Jugend, den Dichter des ‚Faust‘, ‚Clavigo‘ und ‚Egmont‘ als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Tee gelegnet, ließ mich aus allen meinen Himmeln fallen“. Offenbar stürmisch bewegt beschloß er nun, den nächsten Tag noch die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besuchen und die Pferde zur Abreise für den zweiten Morgen zu bestellen. Da traf jedoch schon am Morgen nach dem

Teeabende eine Einladung Goethes zum Mittagmahl für den nächstfolgenden Tag ein, der Grillparzer Folge leistete. „Als ich ins Zimmer trat“, erzählte er uns, „kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich kalt und steif gewesen. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstände beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergrieff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam wieder einmal der Knabe in mir zum Vorschein und ich brach in Tränen aus!“ „Ich saß bei Tisch“, erzählt er weiter, „an seiner Seite und er war so heiter und gesprächig, als man ihn nach späterer Versicherung der Gäste seit langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein. Goethe wandte sich aber auch oft im einzelnen zu mir. Was er sprach, weiß ich nicht mehr.“ Am nächsten Vormittag ließ Goethe seiner Gerodhnheit gemäß den Gast durch den beim Zeicheninstitut angestellten Maler J. J. Schmeller für seine Porträtammlung zeichnen, unterhielt sich mit ihm in seinem Gärtchen, mit einfachem Hausrock bekleidet, über die Pflege der italienischen Literatur in Österreich und sprach zustimmend über die „Sappho“. Auch ließ er Grillparzer die Dokumente seiner Karlsbader Bekanntschaft mit der Kaiserin und dem Kaiser von Österreich, ferner das kaiserliche österreichische Privileg gegen den Nachdruck seiner Werke und seines Briefwechsels mit Lord Byron zeigen. Daß Grillparzer einen weiteren Abend bei Goethe, obwohl von diesem aufgefordert zu kommen, versäumte, können wir nur beklagen, sowie er selbst das Versäumte später bedauerte. Jedenfalls hat Goethe Grillparzer nach Kräften als Gast gefeiert, indem er an jedem der fünf Tage seines Aufenthaltes ihm ein freundliches Lebenszeichen zukommen ließ. Auch dem Herzoge und den Schauspielern wurde Grillparzer vorgestellt. Es ist möglich, daß Goethe den österreichischen Dichter nicht ungern in Weimar zurückbehalten hätte, denn auf Grillparzers Klage über die „vereingeltete Stellung in Wien“ habe Goethe geäußert, „daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne“, und auf sein Verhältnis zu Schiller hingewiesen. Zimmerhin hatte Grillparzer eine Aufforderung zu bleiben nicht herausgehört und auch Goethe deutete seiner Umgebung gegenüber nichts derartiges an. Am Tage der Abreise gab das „sämtliche Weimar“ einen Abschiedsschmaus im Chüzenhause, zu dem Goethe auch seinen Sohn geschickt hatte. Es ging lebhaft her und der uns bereits be-

kannte Kapellmeister Hummel spielte hinreißend am Klavier. Unser Dichter gefiel in Weimar ungemein, „seine Gemüthlichkeit, sein reiner Sinn und bescheidenes Urtheil haben überall angesprochen“. Goethe selbst äußerte in einem Briefe: „Grillparzer ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angeborenes poetisches Talent darf man ihm wohl zusprechen; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserem freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich“. Er achtete auch weiterhin in Grillparzer einen bedeutenden Vertreter des literarischen Wien: ein näheres Interesse aber bekundete er nicht. Auch Briefe zwischen den beiden Dichtern wurden nicht gewechselt. Grillparzer selbst aber sprach von seiner Begegnung mit Goethe an nur voll tiefer Huldigung von ihm; die theuren Erinnerungen an die fünf reichen Tage, die er in Weimar verbrachte, lebten wieder auf, als er später in Wien mit Goethes Schwiegertochter Ottilie (1796—1872) zusammentraf, und ihrer Tochter Alma von Goethe, dem frühverstorbenen Enkelkinde des großen Dichters (1827 bis 1844), weihte er ein tiefempfundenes Epitaph (1844). Immer stand ihm dieser vor Augen und nach dessen Tode schrieb er am 26. Juni 1846 in das Stammbuch des Schauspielers Eduard Benast, der sich der besonderen Gunst Goethes erfreut hatte:

„Kehrst du nach Weimar wieder,
So geh' zu Goethes Grab,
Sag ihm: die deutsche Dichtung,
Nicht er nur stieg hinab.“

Zu bildenden Künstlern in Wien war Goethe nicht in persönliche Beziehungen getreten. Die führende Persönlichkeit war der Klassizist Friedrich Heinrich Jüger (1751—1818). Zu ihm war der später hauptsächlich als Porträtist und Historienmaler bekannte Ferdinand Jagemann (1780—1820) von Herzog Karl August nach Wien zur Ausbildung als Maler geschickt worden. Für Jüger insbesondere gilt nun Goethes allgemeines Urtheil über die Wiener Kunst, daß dort das Historische statt des Poetischen, das Allegorische statt des Symbolischen und im ganzen eine gewisse bequeme Manier herrsche. Goethe warnte auch gelegentlich davor, junge Künstler dieser Richtung zuzuführen, wir wissen aber nicht, ob diese Warnung auf Erfahrungen des jungen Jagemann zurückzuführen ist.

Manche der genannten Personen finden wir später in dem geselligen Kreise wieder, den Goethes Schwiegertochter Ottilie in unserer Stadt um sich versammelte. Nach dem Tode ihres Gatten, August von Goethe (1789—1830), betrat sie bald nach dem Ableben des großen Dichters, den sie bis an sein Ende treu gepflegt hatte, im Jahre 1833 Wien zum ersten Male, wo sie im Gasthose „zum römischen Kaiser“, Kennaßgasse 1, abstieg. Sechs Jahre später übersiedelte die Ruhelose auf längere Zeit nach Wien und diesmal wohnte sie mit ihren beiden Söhnen Walter Wolfgang und Wolfgang Maximilian sowie ihrer Tochter Alma im Hause Stadt Nr. 86, das dem heute noch bestehenden Gebäude Mölkerbastei Nr. 10 entspricht. Wie die Wiener Dper den Großvater seinerzeit in ihren Bann gezogen hatte, so fesselte auch den Enkel Walter die Musikstadt, hier betrieb er seine Musikstudien und fand in Jgnaz R. v. Seyfried (1776—1841), einem Schüler Mozarts und langjährigem Kapellmeister am Theater an der Wien, einen „mild besonnenen, väterlich anerkennenden“ Lehrer, dessen Tod er in einen Brief an Franz von Schöber, den Jugendfreund Franz Schuberts tief beklagte. Wie Goethes Beziehungen sich auf Persönlichkeiten der verschiedensten Stände in Wien, wie wir gesehen haben, erstreckten, so gehörten auch die Gäste im Wiener Hause seiner Schwiegertochter fast allen Gesellschaftsklassen an, dem Adel, der Armee, der Kunst und Wissenschaft und wir treffen manche uns schon bekannte Persönlichkeit wieder, so den Feldzeugmeister Heß, den Schauspieler La Roche, die Dichterin Karoline Pichler. Selbst der wenig gesellige Grillparzer fand sich ein, damals, als noch Goethes Enkelin, Alma, das holde, sonnige Kind, in bescheidener Anmut den Gästen den Tee kredenzte. Manche seiner Erinnerungen an Goethe mochte er in diesem Hause aufstrichen und als Alma hier in ihrem 17. Lebensjahre am 29. September starb, widmete er dem Enkelkinde eine schlicht und warm empfundene Totenlage.

So sehen wir Goethes Beziehungen zu Wien von seinen Nachkommen selbst vielfach aufrecht erhalten und fortgesetzt. Sein Verhältnis zu unserer Stadt und dem einstigen Österreich überhaupt findet in einem reichen Sammelmaterial des vom Wiener Goethe-Verein gegründeten und erhaltenen Goethe-Museums, das in der Burg untergebracht ist, vielseitigste Erläuterung.